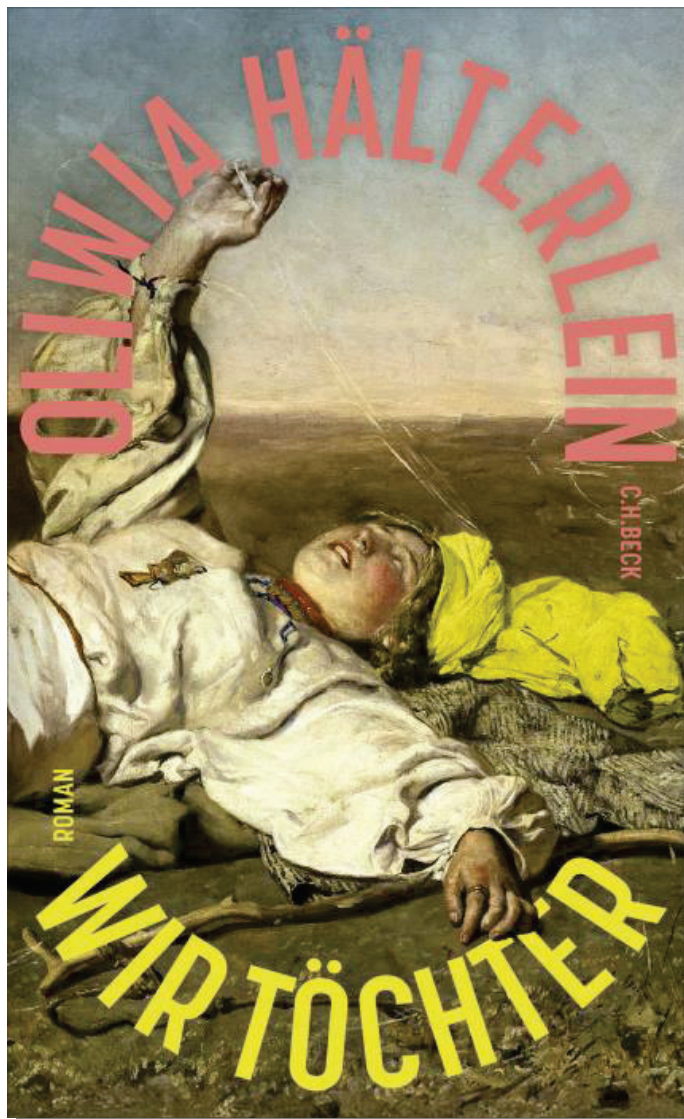


Unverkäufliche Leseprobe



Oliwia Hälterlein
Wir Töchter
Roman

2026. 357 S.
ISBN 978-3-406-84337-2

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/39931273>

Oliwia Hälterlein

Wir Töchter

Oliwia Hälterlein
Wir
Töchter

Roman

C.H.BECK

Der Roman basiert auf wahren Begebenheiten
und erzählt doch eine fiktive Geschichte.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind möglich.
Namen wurden zum Schutz der Persönlichkeitsrechte geändert.

Die im Roman verwendeten polnischen Begriffe und Sätze werden,
wo sie sich nicht direkt erschließen, im Glossar am Ende des Buches
übersetzt und erklärt.

Die Autorin dankt der Kunststiftung Baden-Württemberg
für das Jahresstipendium 2025 für Literatur.

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, 2026
Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de
Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.
Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen
dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.
www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: buxdesign, München, Daniela Hofner

Umschlagabbildung: © akg-images

Satz: Janß GmbH, Print- und Digitalmedien, Pfungstadt

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 84337 2



verantwortungsbewusst produziert
www.chbeck.de/nachhaltig
produktsicherheit.beck.de

Dla Marianny,
Róży i Walerii

Nie mam teraz czasu dla ciebie
Nie widziała cię długo matka
Jeszcze trochę poczekaj dorośnij
Opowiemy ci o tych wypadkach
– *Piosenka dla córki* von Maciej Pietrzyk

There is something maddeningly attractive
about the untranslatable,
about a word that goes silent in transit.
– Anne Carson

Sie nennen uns *dziewucha* und *baba*.
chłopczyca – wenn wir jung sind und sie unsere Brust mit
einem Waschbrett vergleichen.
Herod Baba schimpfen sie uns, wenn wir größer sind als sie,
wenn wir breite Kreuze und Beine wie Stämme haben.
Eine *babula*, wenn man was von uns will.
Man nennt uns *baba-chłop*,
wenn wir alt sind, wir den
Blicken standhalten.
Stare pudło, wenn wir für sie eine
alte Schachtel sind, in die sie nichts mehr hineinstecken
wollen.
Sie sagen dann, der Wagen sei leichter, wenn wir hinten
runterfallen.
Wenn wir zu viel wissen, *wiedzę* haben, dann sind wir eine
wiedźma, eine Hexe, eine *baba-jędza*, *baba-jaga*, eine
bucklige Alte, mit langer Nase, mit Warzen im Gesicht.
Eine Böse, wenn wir ihnen zäh im Magen liegen oder unserer
Medusa im Mund freien Schlag erlauben.
Sie haben für uns viele Namen, wenn sie behaupten, dass wir
Blicke auf Pferde werfen und sie umfallen, Ziegenböcke tanzen
und Kühe sprechen lassen.
Sie sagen, wir machen Menschen schwach, die Felder dürr,
die Erde rissig, wir lassen Früchte verbrennen.
Sie sagen, wir lassen es regnen, bis die Setzlinge
ertrinken. All diese Macht haben wir, sagen sie, wenn wir
Winters frierend und hungrig mit einer Schüssel Kohl vor
unserem Ofen sitzen.

Fanaberia wird uns vorgeworfen, wenn wir uns zu weit aus
dem Küchenfenster lehnen. Sie fragen uns, ob wir vergessen,
wo unser Platz sei. Sie sagen, wir machen uns lächerlich,
wenn wir unseren Blick heben –

Gdzie się porywasz z motyką na słońce?

Das Auge soll an der Harke haften, denn dort, in die Erde,
da gehören wir hin, ins Licht zu blicken steht uns nicht zu.

*Kto się pod ławką urodzi, ten nigdy na nią nie
wejdzie* und meinen die Kirchenbank: Voller Demut sollen wir
darunter knien, uns mit der Faust gegen die Brust klopfen
moja wina, moja wina, moja wielka wina.

Oben sitzen die anderen.

Panią nie będziesz – eine Stadtfrau, das wirst du nicht,
das haben sie uns von Anfang an erzählt.

Das Dorf verbindet und trennt uns.

Wir wachsen mit Roggen und Weizen, Kohl und Kartoffeln.

Wir sind *chłopki*.

Wir sind Bauernfrauen, in ein Haus ohne Klavier, ohne
Bücher hineingeboren.

Ohne Chopin und Mickiewicz.

Wir sehen uns binden und flechten, stopfen, flicken und
kitten. Wir scheren Schafe und spinnen Pullover aus Garn.
Wir ordnen Leinenfäden auf dem Spinnrad, weben auf dem
Stuhl, nähen Hemden und Kleider.

Wir Bauernfrauen sind in ein Haus mit Nadel und Faden,
Lauf- und Kettmaschinen, dickem Volant, geflochtenen Quasten
und verzierten Rändern hineingeboren.

Unsere Finger sprechen eine eigene Sprache.

Wir benutzen Nadeln wie eine magische Waffe.

Ein Netz wird zerstört und wir weben weiter, wir reparieren bis
babie lato.

Wir spinnen Altweiberfäden und fliegen davon.
Wir Mädchen in Bauernfamilien, wir sind keine Kinder.
Wir werden geboren und *zbędne* – unnütz – genannt.
Unser Daseinsrecht, Essen und Schlafplatz
müssen wir uns erarbeiten.

Unsere Namen werden nicht ins Geburtenregister eingetragen,
da steht nur *córka* – Tochter –
neben dem Vornamen des Bruders.
Wir Bauernmädchen sind *pasionki*.

Wir verbringen unsere Kindheit mit Gänsen und Kühen auf den
Wiesen, starren Löcher in die Wolken, pflücken Erbsen von
Sträuchern.

Wir liegen nicht mit weißem Kleid, gelbem Kopftuch und rot-
blauen Korallen um den Hals auf der Weide.
Wir spielen nicht verträumt mit Spinnenflugfäden.
Wir dürfen nicht in die Schule, denn Tiere sind wichtiger
als lesen und schreiben.

Wir erben Schwielen und Hornhaut.
Wir haben breite Schultern und kurze Arme.
Wir haben kleine, quadratische Hände mit muskulösen Fingern
und rechteckigen Nägeln, die wie Schaufeln mit Milchrand in
die Breite anstatt in die Länge wachsen.
Wir sehen den Dreck unter den Fingernägeln, die dunklen
Ablagerungen in den Hautfurchen, riechen das Zwiebelbrett
und die malzige Süße an den Fingerspitzen.

Wir Frauen haben flinke Finger. Fliegen werden mit der
bloßen Hand gefangen, Hunde und Katzen von Läusen und
Zecken befreit.

Wir sehen uns mit den Händen arbeiten.
Wir sehen uns, wie wir putzen, wie wir reißen, wie wir kochen
und backen.

Wir sehen uns volle Eimer über den Hof tragen.
Das Schwein wird zerlegt, das gekochte Gemüse klein gehackt
und der Nudelteig ausgerollt. Unsere Finger jagen über den
Küchentisch. Sie pflücken, waschen, schälen, schneiden und
entkernen alles mithilfe eines verrosteten Silbermessers.

Sie mischen Mayonnaise und Senf in den Salat.
Die Rote Bete, Kirschen, Pflaumen, Erdbeeren, Heidelbeeren
färben unsere Finger rosa.

Mit der Faust pressen wir den Saft aus einer Tomate in
einen Emailletopf. Das Blut der Gans hinterlässt braune
Flecken auf unserer Schürze.

Wir Frauen haben Beine, die nicht schön sind.
Unsere Beine sind Werkzeug, damit werden Kraut und Weintrau-
ben in Trögen gestampft und das Wasser aus den Torfziegeln
gepresst. Sie passen in keine kniehohen Modestiefel.
Sie sind wulstig geformt, um mehrere Kilometer täglich
hinter dem Pflug herzulaufen und um das Becken beim
Zwiebelklauben stundenlang in der tiefen Kniebeuge zu
wiegen. Wir laufen der Sense hinterher, sammeln das Stroh
ein, hacken das Futter für die Kühe, Pferde, Schweine.

Wir sind dünn, weil es nicht genug zu essen gibt.
Dünnsein ist eine Schmach, wir werden verprügelt von den
Jungs, dann können sie beweisen, wie schwach wir sind.

Wir Frauen werden nicht nach dem Schönsein gehandelt.
Wir Mädchen müssen *robotna* sein, einen Körper zum Arbeiten
haben. Ihre Stärke ist angeboren, wir müssen unsere erst
einmal beweisen.

Wir Bauernmädchen haben die meiste Zeit unserer Kindheit
keine Schuhe an. Wir laufen barfuß zwischen den Enten und
Hühnern, den Schweinen und auf den Kieselsteinen vor dem
Haus umher.

Wir gehen auf sandigen Wegen, mit den Pferden und Kühen,
den Gänsen und Hunden. Wir haben keine Trottoire, nichts
Abgehobenes für uns, nichts, was als Bühne genutzt wird,
nur ein einziger Weg führt vom Haus zur Kirche, vom Haus
zum Bus, vom Haus zum Laden, vom Haus zum *boisko*, vom Haus
zur *remiza*.

Die Stöcke und Wurzeln schmerzen, aber so ist das nun mal.
Das ist das Los der Barfüßigen, unsere Fußsohlen sind
Mergel. Wir Mädchen tragen erst nach den Brüdern und
Männern Schuhe.

Wir holen die Milchkanne ab, wir liefern die Milch aus.
Wir selbst trinken keine Milch. Die Wege sind beschwerlich, es
ist tiefer, trockener Sand, in dem die Füße umknicken, die
Reifen stecken bleiben, es liegen Zapfen und dorniges
Geäst, in unserem Beutel tragen wir wilde *jagody*, die
unsere Zungen dunkelblau färben.

Babska robota nennen sie es, all die Arbeiten, die wir
verrichten. Sie ist nichts wert, sagt er, wenn er sich vor
den Ofen legt und einschläft, und wir fragen nicht, warum
diese Arbeit nur für uns bestimmt ist.

Wir schrubben die Wäsche im Fluss, bis unsere Fingerspitzen

die Leinentücher blutig färben. Wir verrichten diese
Frauenarbeit ohne Lob.

Wir sagen nicht: Das Haus auf meinen Schultern.
Wir tragen Haus und Hof *na głowie* – auf unseren Köpfen
schleppen wir Garten, Felder, Kühe, Schweine, Kälber,
Kinder, Ehemann.

Szmata – schimpfen sie uns.

Wir sind nur so viel wert wie der Fetzen, der im Melkraum
hängt, womit wir die Euter reinigen,
bevor wir die Milch ausdrücken.

Wir arbeiten und hören *nie chciało jej się* – das Gemachte
bleibt unsichtbar, weil es nie genug ist.

Wir sind Magd, Köchin, Frau, Mutter, Tochter, Schwester.
Wir können alles gleichzeitig, umkreisen uns selbst und
alle anderen, bis uns schwindelig wird.

Wir spüren spitze Nadeln unter aufgerissenen Füßen.

Wir spüren sie brennen und pochen.

Wir leben im Sand, auf zerriebener Zeit, auf Wegen ohne
Spuren. Wir haben Sandkörner zwischen den Zehen, unter den
Nägeln, in den Ohrmuscheln, sie reiben unter den
Wimpernkränzen, schmirgeln uns Spatzenecken an unsere
Münder. Wir fegen den Sand mit Weideästen aus dem Haus und
tragen ihn unter den Kopftüchern wieder hinein.

Wir sind Schwestern und wir sind Töchter und wir sind nicht
blutsverwandt. Das Wasser bildet schlammige Furchen,
es verwittert.

Wir sind auf Sand gewachsen. Unter Birken, Kiefern und
Trauerweiden. Wir sind im Sand verwurzelt.
Unsere Verwandtschaft liegt im Sand.

I Zukunft

Ich öffne die Augen und es ist noch dunkel. Nur eine indirekte Beleuchtung, die von Knöpfen und Leisten ausgeht, lässt mich ein Zimmer erkennen. Eine Schwester kommt näher und fordert mich freundlich auf, mich aufzurichten.

Ich fasse mir an den Bauch.

Drei Pflaster.

Eines auf meinem Bauchnabel, die beiden anderen leicht versetzt an der Innenseite der Beckenknochen. Das rechte tiefer als das linke. Darüber gespannt ein Netzhöschen mit einem Bund bis zur Taille. Eine dicke Binde klebt zwischen meinen Beinen und ein Schlauch transportiert Wundflüssigkeiten ab, ein anderer meinen Urin.

Haben sie alles entfernt? – krächze ich.

Ich atme umständlich, als ob ich eckige Luftstücke zu schlucken versuche. Die Brocken schmerzen.

Ich entferne den Katheter, dann können Sie aufstehen.

Die Schwester ermutigt mich, ein paar Meter mit ihr zu gehen. Die Schmerzen im Schlüsselbein lassen mich zurückfallen.

Der Drang zu pinkeln weckt mich Stunden später, der Mund trocken, die Zunge ein verschrumpelter Klumpen. Es ist hell geworden. Eine andere Schwester hilft mir, mich aufzusetzen. Ich schlurfe an der Wand entlang ins Badezimmer, meine Knie zittern. Ich höre mein Blut rauschen, lauter als ihre Worte. Als ob ich mir große Muscheln an beide Ohren halte. Lange habe ich geglaubt, ich höre darin das Meer.

Auf der Toilette wird mir übel von dem Geruch. Ich eraste an meinem Kinn und über der Oberlippe harte Stop-

peln. Im Spiegel entdecke ich schwarze Borsten, wie bei einer Katze. Die Augenbrauen buschig und das Gesicht gelb. Die OP hat das Haarwachstum beschleunigt. Mein Körper scheint hier schon länger zu sein als ich. *Mein Körper?* Was hatte er erlebt, während ich abwesend war?

Die orange Farbe lässt sich nur schwer von den Innenseiten meiner Oberschenkel und meinem Bauch waschen. Ich setze mich aufs Klo und schrubbe mit nassem Klopapier an den Markierungen. Ich sehe hellrotes Blut in der Kloschüssel und nehme mir eine von den dicken Binden, die im Regal neben dem Waschbecken liegen. Ich bleibe auf der Toilette sitzen, mit müden Gliedern, und träume von unendlichen Fahrstuhlfahrten, die meinen Körper nach unten drücken. Ich falle im Sekundenschlaf von einem Operationstisch. Ich schrecke hoch und fasse mir an den Bauch. Die drei Pflaster sind noch immer da.

Bei der Morgenvisite versuche ich zu sitzen. Es fällt mir schwer, mich aufrecht zu halten. Ich habe heftigen Muskelkater in den Oberarmen, als ob mich ein Auto angefahren hätte. Ein Schleudern steckt mir in den Knochen.

Um die Beckenorgane, also Gebärmutter, Eierstöcke und Eileiter, besser beurteilen zu können, sei ich auf dem OP-Tisch mit dem Kopf nach unten gekippt worden – erklärt mir der Arzt und macht dabei mit seinen Händen eine schwungvolle Bewegung hinter sich –, damit die Därme nach oben rutschen und den Blick freigaben. Oder da umgekehrt, nach unten – fügt er lächelnd hinzu.

Und die Schmerzen im Schlüsselbein, in den Schultern?

Ja, auch das komme von der Lagerung. Aber auch von den Nervenreizungen, die durch den erhöhten Druck im Bauchraum entstehen, durch die Verlagerung der Leber oder

des Zwerchfells. Dabei formt er einen Ball vor seinem Bauch, seine Hände werden zu kreisenden Planeten. All das sei ganz normal und das könne ein paar Tage dauern, bis das Gas komplett raus sei und sich der Bauchraum beruhigt habe. Ich solle Geduld haben. Ob ich sonst noch Fragen hätte?

Die Anordnung der vielen Organe in mir ist mir unbekannt, aber ich traue mich nicht, sage stattdessen:

Das Denken fällt mir schwer ...

Auch das liege am Blutverlust, sagt er und scherzt, so fühle man sich auch auf dem Mount Everest oder im Himalaja beim Tracking. 1,5 Liter Blut hätten sie schließlich aus mir herauspumpen müssen. Das sei eine ganze Flasche Cola, die große.

Als ich mich hochstemme, hämmert mein Puls von innen gegen meinen Hals, der sich wie zerknittertes Papier anfühlt. Obwohl ich noch nie eine 1,5-Liter-Cola getrunken habe, sehe ich die gewölbte Flasche vor mir, ein Weihnachtsmann, der einen Truck fährt, trinkt sie in großen Schlucken.

Jeden Moment kann die fragile Hauthülle einreißen, fürchte ich. Der Blutverlust werde bald wieder ausgeglichen sein, beruhigt er mich, und ich denke: Dort, wo die Luft zu dünn zum Gehen und zum Denken ist, dort möchte ich niemals hin.

Auch drei Tage nach der OP versuche ich jede Anstrengung zu vermeiden. Ich zögere das Aufstehen und Ins-Badezimmer-Gehen hinaus. Mein Körper ist immer noch damit beschäftigt, das Gas loszuwerden, ich atme es unter großen Mühen aus meinem Bauchraum. Mein Becken fühlt sich gleichzeitig so voll und so leer an, die wenigen Meter zur Toilette wie ein Marathonlauf. Ich verbringe meine Zeit im Bett damit, Details zu zerdenken. Warum war ich nicht auf

diesen Fall vorbereitet? Welche Signale hatte ich überhört? Ich gehe den Sonntag immer und immer wieder durch.

Ich wachte mit heftigen Schmerzen in der rechten Hüftbeuge auf, checkte das Datum in der Zyklus-App und dachte dabei nur: In zehn Tagen ist Weihnachten. Ich war die Symptome gewohnt und vermutete eine baldige Blutung. Das letzte Mal hatte ich im Herbst menstruiert, also müsste es wieder so weit sein, mein Zyklus hatte sich laut App auf einen Siebzig-Tage-Rhythmus eingependelt. Ein Zyklus, der für meine Verhältnisse oft und regelmäßig war. Das Ziehen im unteren Beckenbereich veränderte sich tagsüber zu einem dumpfen Stechen, aber keine Blutung kam. Auch wenn ich die Schmerzen kannte, das Ziehen im hinteren Rücken, das Brennen der Oberschenkelinnenseiten, den Durchfall, das Erbrechen und die Messerstiche auf Höhe der Eierstöcke – dieses Mal war etwas anders. Mittags schon konnte ich nicht mehr klar benennen, ob es in der Vulva, den Sitzhöckern oder den Oberschenkeln wehtat. Der Zug zwischen meinen Beinen zwang mich zum Liegen. Eine Panik machte sich breit. Ich übergab mich mehrere Male, wegen der Krämpfe, die aus meinem Bauchraum einen einzigen Knoten formten. Aber auch aus Angst. Ich spürte, ich würde es nicht bis zum nächsten Tag aushalten. Vier, acht, zwölf, sechzehn – ich zählte die Fliesen meines Badezimmers, als ich mir ein Taxi rief.

Während der Fahrt konnte ich schon nicht mehr sitzen, es war mir unangenehm, meine Schmerzen zu zeigen, aber jedes Loch in der Straße und jede rote Ampel stießen mir Klingen in den Unterleib, also redete ich die ganze Zeit. Ich krümmte mich so unsichtbar wie nur möglich auf dem Rücksitz zusammen und dachte an das Atmen, das Schwangeren bei Wehen empfohlen werde, und machte es den Frauen in

den Filmen nach. Schon vorher hatte ich meine Schmerzen mit denen der Gebärenden verglichen. Hatte mir angewöhnt, tief in den Bauch einzuatmen und beim verlängerten Ausatmen bis acht zu zählen. Aber dieses Mal hatte ich zwischen den Schmerzwellen keine erlösenden Momente. Der Schmerz hatte eine eigene Zeitlichkeit und seine Geschwindigkeit war unbarmherzig, denn ich kam nicht hinterher.

Im Wartezimmer des Krankenhauses wartete ich noch zwei Stunden im Stehen. Sitzen konnte ich nur auf der Toilette. Als ich endlich untersucht wurde, bohrte mir die Ärztin mit dem Ultraschallstab von innen gegen die Bauchdecke. Wir mussten die Untersuchung unterbrechen, so höflich, wie es mir nur möglich war, entschuldigte ich mich und ging ins Nebenzimmer, um gelbe Flüssigkeit zu erbrechen. Ich erzählte ihr wie nebenbei, dass ich die Schmerzen sehr gut kenne, bei jeder Blutung so was Ähnliches erlebe, nur dieses Mal komme keine Blutung. Und *dieses eine Ziehen von der Vulva zum Bauchnabel*, das mache mir Sorgen, *wie eine brennende Klinge da drin*, wiederholte ich ständig, *wie eine Blasen- und Eierstockentzündung gleichzeitig und dann dieses Ziehen da hinten* ... Ich stockte.

Mir fehlten die Worte dafür, was ich fühlte.

Die Ärztin wirkte nicht viel älter als ich und gab sich erstaunt über die Schmerzen, die ich kannte. Darüber, dass ich so etwas Ähnliches schon öfters erlebt hatte. Ob ich denn schon einmal mit einem Arzt darüber gesprochen hätte? Mit jedem, sagte ich nur, weil ich keine Kraft hatte, meine Geschichte zu erzählen. Obwohl mich ihre Reaktion nicht wunderte, so machte es mich wie jedes andere Mal davor auch traurig, dass sie nicht nachvollziehen konnte, was ich erlebte beim Menstruieren. Wusste sie denn wirklich nicht,

wovon ich sprach? War ich die Einzige, die solche Probleme hatte? Sie vermutete, dass meine Schmerzen ein Indiz für innere Blutungen seien, wahrscheinlich ausgelöst durch eine geplatzte Zyste. Wir unterbrachen die Untersuchung noch zwei weitere Mal. Ich hatte keine Kontrolle über meinen Darm und meine Blase. Ich konnte mich nicht mehr zusammenhalten, als ob ich alles vorher loswerden wolle. Ich sagte, ich wüsste, dass sich auf meinen Eierstöcken Zysten bildeten. Meine Gynäkologin sprach immer wieder von Flüssigkeiten im Bauchraum, dass dies von den Zysten kommen könne, die sich wie Perlenketten an meinen Eierstöcken entlanghangelten. Ich hatte mich informiert, mir selbst eine Diagnose gegeben: *Polyzystisches Ovarialsyndrom*. Aber das interessiere niemanden, wenn ich nicht einen Kinderwunsch äußere. Gegen die Schmerzen könne ich ja *Ibu und Magnesium nehmen ... Zimt und Ingwer essen ...*

Ich brach schluchzend ab.

Ihre Hände strichen auf dem Monitor über grau-schwarze Batikflecken. Das hier, das sei alles freies Blut im Bauchraum. Sehr wahrscheinlich sei eine dieser Zysten geplatzt, aus dem Loch fließe jetzt Blut.

Ich hörte zum ersten Mal, dass meine Zysten platzen und ein Loch in meine Eierstöcke reißen konnten.

In der Regel sei die sogenannte Ruptur ungefährlich. Manchmal können aber Gefäße geschädigt werden, sodass es dadurch zu Blutungen im Bauchraum komme, wiederholte sie mit Blick auf den Monitor.

Mehr aus Reflex fragte ich, ob das Blut denn ein Problem sei? Ja. Es könne sogar lebensbedrohlich sein, antwortete sie. Man müsse die Blutung durch eine Operation stillen und das Blut entfernen.

Heute noch? – dachte ich, als ich die Uhr über der Tür sah. Es war bereits nach 22 Uhr.

Man ließ mir keine Wahl, damit könne man nicht bis morgen früh warten. Ich solle mir keine Gedanken machen, so ein Eingriff finde in Form einer Bauchspiegelung statt, und den führen sie hier mehrere Male die Woche durch. Reine Routine.

Sie fing an, mir zu erklären, wie die OP ablaufen würde: Nachdem ich narkotisiert sei, würde zu Beginn der Bauchspiegelung die Bauchdecke in der Nähe des Bauchnabels durchstoßen werden. Anschließend werde Kohlendioxidgas über ein dünnes Rohr in den Bauchraum eingelassen. Durch diese Druckerhöhung werden die dicht beieinanderliegenden Organe getrennt, das sei notwendig, um dem Arzt, der mich operiere, eine bessere Sicht zu ermöglichen.

Ich wollte das nicht hören, mir machten Details, die sich meinem Einfluss entzogen, und Instrumente im Bauchraum Angst, sie aber sprach weiter:

Danach werde das Rohr entfernt und durch einen sogenannten Trokar, ein dünnes Röhrchen, das über ein Ventil zum Abdichten und zur Insufflation verfügt, ersetzt. Das Setzen des ersten Trokars erfolge blind, also ohne optische Kontrolle, da erst dieser Trokar die Einsicht in den Bauchraum ermögliche. Die weiteren Trokare können dann unter guter Sicht gesetzt werden, es gebe auch eine kleine Kamera, die dabei helfe. In meinem Fall vermutlich an beiden Leisteninnenseiten, um an beide Eierstöcke ranzukommen und um das Blut einzusaugen. Nach Ende der Prozedur erfolge das Ablassen des Gases, die Entfernung der Trokare sowie das Verschließen der Einstichstellen.

Wie war es möglich, am eigenen Blut zu sterben?

Ich fand die Frage so lächerlich, dass ich sie nicht stellte. Aber mein Gedankenkarussell kam erst in Fahrt: Warum konnte das Blut nicht von allein abfließen? Gab es nicht genügend Öffnungen? Über die Vagina, die Harnröhre oder den Darm könnte es doch rauskommen. Ich hatte meinen Bauchraum nie als abgeschlossen wahrgenommen. Das Blut könnte mir doch aus dem Mund oder den Nasenlöchern laufen. Ich könnte es doch auch ausspucken? Vielleicht versuchte ich das auch seit Stunden. Am eigenen Blut innerlich verbluten – das klang zu dramatisch, um wahr zu sein.

Während mir auf der kalten Liege die nackten Knie zitterten, beruhigte ich mich mit dem Satz: mehrere Male die Woche. Mir war eiskalt auf dem klebenden Kunststoffbezug der Liege und ich wünschte mir eine dicke Wolldecke zum Umlegen. Oberhalb des Bauchnabels konnte ich mich gut kontrollieren. Aber unterhalb zuckten die Muskeln, als ob sie nicht mir gehörten. Ich unterschrieb alle Papiere und hörte, wie nebenbei, dass es auch zu Eierstockentfernungen kommen könne. Ich wollte all diese Komplikationen nicht hören. Ich hatte keine andere Wahl, als mich dieser OP zu unterziehen.

Ich fragte den Anästhesisten, dessen Gesicht ich wegen der Maske und des blendenden Lichts nicht erkennen konnte, ob er heute schon eine Pause gehabt hätte. Es war kurz vor Mitternacht. Ich dachte an all die übermüdeten Menschen hier, sprach über die Arbeitsbedingungen und Instrumente, die im Bauchraum vergessen wurden. Ich konnte auch diese Situation nur aushalten, indem ich mich mit Worten mit ihr auseinandersetzte. Der Anästhesist erklärte mir noch einmal, dass die Ärztin mit kleinen Sonden in meinen Bauch fahren würde, und sagte, ich müsse mir keine Gedan-

ken machen. Das würden sie hier mehrere Male die Woche durchführen. Dann spritzte er mir etwas, was mich verstummen ließ, und der metallische Geruch von frischer Leber stieg mir in die Nase, den ich so schon Jahre nicht mehr gerochen hatte, und ich sah Babcia auf ihrem Melkschemel. Ich überlegte noch, wie ich ihr die Situation hier erklären könnte, was wohl Zyste auf Polnisch hieß. *Torbiel* vielleicht. Eine Tasche, gefüllt mit all den Sachen aus dem Haus von Babcia, die Fensterrahmen aus Glasscherben, ihre Hautschuppen und die wilde Hefe, die Strickmaschen und die Bettfedern. Dann hörte ich sie sagen: *dziecko moje*. Und war wieder ihr Kind.

Ich sitze mit Babcia im Vorraum des Schweinestalls auf Melkschemeln. Vor uns ein kleines Feuer, wir werfen altes Zeitungspapier hinein und Michu und eine rotbraune Katze schleichen um uns herum. Babcia pfeift mahnend durch die Zähne und die beiden verziehen sich getrieben in eine Ecke. Ich halte ein steifes Huhn zwischen meinen Oberschenkeln, es wird hiermit von der *kura*, dem lebendigen Huhn, zum *kurczak*, zum essbaren Fleisch, und ich gebe mir Mühe, mit viel Schwung zu rupfen. Es ist anstrengend, meine Finger schmerzen und sind taub von dem kalten Wasser, aber ich mache es Babcia nach. Schnell, aber behutsam, damit die Haut nicht einreißt, erklärt sie mir und ihre Finger zupfen blitzschnell. Ohne hinzusehen, gleitet sie mit ihren Händen über das Tier. Zunächst nehmen wir uns die langen Federn des Schwanzes und der Flügel vor, die mit den dicken Federkielen, dann die Rückenseite und zuletzt die feinen Brustfedern. *Puch* – sagt sie dazu – und ja, die Brustfedern sind weich. Wir sammeln sie alle in einem grauen Baumwollsack.

Sie wiederholt, ich solle mir Zeit lassen, es sei wichtiger, genau zu sein. Wenig später schon liegen drei nackte Hühner vor ihr.

Meine rechte Hand passt ganz in das Huhn und ich ziehe langsam Galle, Leber, Herz, Lunge und Darm heraus. Babcia scherzt, dass sie froh sei, dass ich heute nicht meine zehn Ringe trüge. Stolz zeige ich ihr, dass ich die Gedärme nicht verletzt habe, und sage, dass ich Tierärztin werden will. Babcia nimmt eine orange Plastikschüssel und erklärt, was für unsere Küche und was für die wartenden Tiere gut sei. Der Eisenduft lockt weitere hungrige Katzen an, besonders der Geruch der frischen Leber, die Babcia mit der Rückseite ihres Silbermessers frei kratzt von gelb-grüner Symbiose, lässt die buckligen Tiere gierig maunzen. Wie eine Baumflechte umschließen das Fett und die Ausscheidungen das kleine, braune Organ, sogar die feinen Rillen auf der Rückseite sind davon verklebt. Diese Leber sehe gut aus, die komme zu uns.

Im Eck hinter uns schmiegen sich die Katzen aneinander, reißen ungeduldig die Mäuler auf. In meiner Hand liegt ein in Schlingen gelegter Schlauch. Er enthält drei gelbe flüssige Dotter. *Jajka*? Sie zeigt mir einen leeren Uterus. Das Huhn war geschlachtet worden, bevor sich dort eine schützende Kalkschale um das Eigelb hatte legen können. Ich ziehe mit meinen Händen den Schlauch in die Länge und höre zum ersten Mal das Wort *miesiaczka*. Ich verstehe nur *etwas Monatliches*, und dass Hühner ständig Eier legen, so ähnlich, wie die Frauen ständig bluten. Welches Bluten, und ob Babcia denn auch? Sie winkt ab und schmeißt den Katzen den gefüllten Legedarm und die Hühnermägen hin. Diese streiten sich um das Fleisch, reißen mit ihren spitzen Zähnen kleine Löcher hinein und lecken die Flüssigkeiten auf. Wir reini-

gen die Innereien und sengen die Körper vorsichtig über dem offenen Feuer, nur so werden alle Federkiele entfernt und das Fleisch glatt für die Hühnersuppe, lerne ich. Die Reste ziehen wir mit unseren Fingernägeln, wie mit Pinzetten, aus der Haut. Der metallische Geruch des getrockneten Blutes vermischt sich mit dem verkokelter Kiele.

Jedes Mal dieselben Fragen. Er aber hat es anders formuliert: *Gibt es in Ihrer Familie eine Geschichte mit Erkrankungen am Uterus oder den Eierstöcken? Brustkrebs? Die Mutter oder Großmutter?*

Welche Geschichte haben wir Frauen in der Familie? Die Operation meiner Mutter, der Tod meiner Babcia. Was davon hatte ich geerbt?

Das Polyzystische Ovarialsyndrom sei die häufigste Ursache hormonell bedingter weiblicher Unfruchtbarkeit, erinnert mich der Arzt, als er meine Nähte überprüft. Er betont noch einmal das Positive daran, dass ich Glück gehabt hätte, dass sie nur einen Eierstock haben entfernen müssen, der andere sah bis auf ein paar kleinere Zysten, die sie entfernt hätten, unauffällig aus.

Ich müsse mich jetzt entscheiden, wie ich in Zukunft mit den Zysten und nur einem Eierstock umgehen möchte. Es gebe unterschiedliche Methoden.

Umgehen, in Bezug auf was? – obwohl ich weiß, was er meint.

Im Falle eines Kinderwunsches, bestätigt er meine Gedanken.

Da müsse ich mich nur gut therapieren lassen, der Zyklus müsse funktionieren, ich mich richtig einstellen lassen, natürlich sei die Wahrscheinlichkeit jetzt geteilt, und was das aus-

bleibende Heranreifen von Follikeln im Eierstock anbelange, müsste man realistisch sein, aber sie hätten hier ein ausgezeichnetes Zentrum für gynäkologische Endokrinologie und Reproduktionsmedizin und er könne mir gerne eine Überweisung ausstellen.

Ich blicke schüchtern auf die Nähte.

Der hautfarbene Faden werde sich auflösen, sagt er aufmunternd und verlässt den Raum.

Besonders der im Bauchnabel erinnert mich an die vernähten Knopflöcher von Babcia. Sie hatte mir erklärt, dass Nadel und Faden Dinge wieder heilmachen können, sie damit Löcher stopfte, Bordüren annähte. Mich hatte man hier also auch mit Nadel und Faden wieder heilgemacht. Ein Ziehen wie ein Seufzen aus der Bauchmitte, als ich an die Genauigkeit ihrer Nadelstiche denke.

Meine Gedanken verknoten sich. Was hatte ich mit meinem Eierstock verloren? Woher kommt diese erdrückende Traurigkeit? Ich hatte mich doch schon vorher dagegen entschieden.

Am 23. Dezember werde ich entlassen. Da ist ein Ungleichgewicht im Bauch, als ich das Krankenhaus verlasse. Meine freie Entscheidung fühlt sich nun gar nicht mehr selbstbestimmt an, sondern wie ein körperlicher Fehler. Ich hänge rechts mehr durch und habe ein überwältigendes Bedürfnis, bei meiner Mutter zu sein.

*Hi Mamcia. Ich habe nur noch einen Eierstock.
Kann ich dich besuchen kommen?*

Meine arme Pipelka! Auch das hast du von uns.

Als Róža fünf Jahre alt war, zeigte ihr ihre Großmutter Cecylia, wie man die Gänse zur Weidewiese führt. Cecylia übergab ihrer Enkelin einen Strick und einen Weidestock. Sie sei jetzt eine *pasionka*, ein Weidemädchen. Zwar hatte Róža die Gänse schon öfters mit ihrer Großmutter aus dem Stall gelassen, aber diesmal erklärte ihr Cecylia, es gebe eine Anführerin unter den Gänsen, die müsse sie an die Hand nehmen. Die beiden schrien *a hula, a hula, a hula!*, und die Gänse rannten los und streckten ihre Hälse und wuchtigen Flügel. Cecylia schnürte der größten Gans einen Strick um den Hals und übergab sie ihrer Enkelin. Die anderen Gänse würden ihr schon folgen, sie müsse nur mit erhobenem Haupt gehen und keine Scheu vor dem Stock haben.

Gemeinsam gingen sie los: die Gänse, Großmutter Cecylia, der Hund Puszek und Róža. Wie eine Prozession führte der Weg vorbei an der Kirche bis zu dem letzten roten Backsteinhaus mit der Trauerweide davor. Sie gingen den Weg, den Róža schon hunderte Male zuvor mit ihrer Mutter und Cecylia gegangen war, zur Bohnenernte, zum Kartoffelklauben oder zum Strohballenschnüren. Auch die Wiese, auf der die Gans den Strick abgenommen bekam, kannte Róža bereits. Die Grünfläche wurde von einem Fluss abgetrennt, und dort gingen, so laut Cecylia, die Gänse nur zum Trinken hin. Trotzdem müsse sie auch dort ein Auge darauf haben. Sie zählten gemeinsam durch, es waren insgesamt sieben Tiere. Keines dürfe verloren gehen, erklärte Cecylia mit ernster Miene, ob sie das verstehe? Die Enkelin nickte. Sie müsse die Anführerin ständig im Auge behalten und flink sein. Sie solle so lange

auf der Wiese bleiben, bis sie abgeholt werde – mit diesen Worten ließ sie Róža stehen und befahl Puszek aufzupassen. Anfangs sprang Róža den Gänsen bei jedem Schritt, den sie machten, mit wedelnden Armen hinterher. Auch Puszek half ihr dabei und trieb die eine oder andere Gans, wenn sie sich von der Gruppe entfernte, wieder zurück. Nach einer Weile aber wurde das Aufpassen anstrengend, sie atmete schwer und die nackten Fußsohlen schmerzten vom ständigen Hin- und-her-Rennen. Róža verlor das Interesse und auch die Gänse machten keine Anstalten wegzugehen, sie standen mit gesenkten Köpfen zusammen, schnatterten vor sich hin oder waren mit Futtersuche beschäftigt. Es kam ihr alles weit weg vor, der Himmel viel dunkler als zuvor, eine Wolke nach der anderen wanderte in Flecken über die Felder. Sie konnte von der Wiese aus das Haus nicht sehen, ein mulmiges Gefühl überkam sie, so weit entfernt von zu Hause war sie zuvor noch nicht allein gewesen.

Puszek saß mit einigen Metern Entfernung und spitzen Ohren vor ihr. Sie horchte mit ihm gemeinsam in die Stille, wandte sich Richtung Fluss und die Geräusche kehrten wieder. Die Gänse fauchten, aber blieben in ihrer Nähe, als ob sie verstanden hätten, dass dieses kleine Mädchen von jetzt an das Sagen hatte. Róžas Magen knurrte und sie bemerkte ihren trockenen Mund. Sie machte es den großen Vögeln nach und trank gierig Schlucke aus dem kalten Fluss, legte sich unter die Büsche, döste schließlich ein, bis Cecylia sie abholte.

Seitdem stand sie morgens mit der Großmutter auf, aß eine Schüssel heiße Milchsuppe mit Mehlknödelchen darin und trank mindestens einen Becher mit verdünntem Holundersaft, ihrem Lieblingsgetränk. Während Marianna zum

Schweinestall ging, versorgten sie gemeinsam mit der Großmutter die Küken der Puten und die Hühner mit einem Brei aus Brennesseln, Wasser und Mehl, der am Abend zuvor zubereitet wurde. Róza fasste die kleinen Küken gerne an, nahm sie auf den Schoß, drückte sie zärtlich an ihr Gesicht, nannte sie *ko-ko*.

Trotzdem mochte sie die großen Gänse bald lieber.

Diese warteten jeden Morgen aufgeregt vor der Holztür und trompeteten laut, bis sie den Riegel öffnete.

Danach stolperten sie aus der schmalen Tür, konnten es kaum erwarten, ihre langen Hälse in jede Richtung zu strecken und sich die Nacht von ihren Schwanzfedern abzuschütteln. Sie hatte auch keine Angst gebissen zu werden. Laut rief sie *a hula!* und mischte sich mutig unter die Schar. Das eine Mal, als die große Gans sie mit offenem Schnabel anfauchte, schlug sie ihr mit der flachen Hand auf den Kopf.

Die Gänse waren für das Mädchen mehr Hund als Feder-tier, denn sie erkannten und verstanden ihre Worte. Róza war davon überzeugt, sie antworteten ihr. Schon nach wenigen Tagen brauchte sie keinen Strick mehr für die Anführerin, die Schar kannte den Weg und respektierte das Mädchen mit dem Weidestock. So marschierten sie täglich im gemächlichen Tempo durch das Dorf und Puszek wurde zu ihrem ständigen Begleiter und Aufpasser, sodass keine zurückblieb. Róza bekam von Cecylia täglich eine Scheibe Brot und manchmal auch einen mit Butter gefüllten Knust mit, der so verlockend roch, dass sie den immer sofort aufaß, wenn sie auf der Wiese ankamen.

Róza war mit ihren Gänsen nicht die einzige *pasionka*. Es wurden auch Ziegen oder Puten zum Weiden gebracht und meistens machten sich Róza und die anderen Mädchen

einen Spaß daraus und rannten um die Wette, gingen in ihren Kleidern ins Wasser und bastelten kleine Figuren aus Ästen, Gräsern und Steinen. Es wurden Blumenkränze aus Löwenzahn geflochten, der war größer als Gänseblümchen und ergab eine richtige Krone. Róza mochte die klebrige Milch, die er an ihren Fingern hinterließ, sie schmeckte bitter.

Aber nicht alle Tiere verstanden sich untereinander, aus Schnäbeln, Mäulern und Mündern wurde gezetert und geknurrte. Auch die Mädchen wurden von den Tieren gebissen oder sie mussten ihre Schützlinge verteidigen. Schnell lernten sie, wie sie sich mit ihren Stimmen, Körpern und Stöcken verteidigen konnten und dass es nicht von der Größe abhing, ob man gewann, sondern davon, ob man sich traute, das letzte Wort zu haben, den letzten Schlag zu machen. Die Mädchen führten Krieg gegen die Jungs, die auf den Anhängern auf die Äcker gefahren wurden. Nicht selten wurden sie von Steinen am Kopf getroffen. An den meisten Tagen aber saßen alle rum und blickten auf die hügeligen Felder, die sich wie Flickenteppiche vor ihnen ausbreiteten. Oder sie lagen im Gras und starrten Löcher in den Himmel. Am liebsten suchte Róza Tierfiguren in den Wolken und wunderte sich, wenn die anderen nicht sahen, was sie klar erkannte.

Nach einigen Wochen schon beschwerte sie sich immer öfters zu Hause. Einmal lief sie sogar weinend zurück. Ihr schmerzten die Füße, jammerte sie in Cecylia's Ohr, sie hätte sich verletzt an den trockenen Ästen und den Steinen, die überall auf dem Weg und der Wiese herumlagen. Dort sei alles so spitz! Die aufgerissenen Füße aber ließ Cecylia nicht als Ausrede gelten. Die Gänse bräuchten ihr Futter, sie müssten den Löwenzahn, die Schnecken, die Würmer, die Beeren fressen, erklärte sie bestimmt. Ob sie das jeden Tag für die

Gänse pflücken möchte? Auch für die Füße hatte sie eine Lösung: Sie kochte Wasser im Topf und wusch ihrer Enkelin – ausnahmsweise, denn sonst war Róza für ihre Wäsche samstags selbst zuständig – den Dreck mit Wasser und Kernseife ab. Die Füße brannten und Róza beobachtete die Großmutter ganz verlegen, wie sie mit ihrem Kopftuch vor ihr kniete und sagte ganz schnell, sie spüre schon gar nichts mehr. Cecylia nickte wissend: Beim nächsten Mal, wenn sie aufs Klo musste, solle sie sich die Füße anpinkeln.

Ein paar Tage im Monat bekam Róza eine Begleitung bei der Arbeit. Ewa half ihr beim Weiden und beim Ausmisten des Gänsestalls. Diese wurde in der Schule wegen ihrer roten Haare *Ewka-Marchewka* – Karotten-Ewa – gerufen und wohnte in dem gelben Haus neben der Kirche. Das Haus markierte die Mitte des Dorfs und war das einzige dreistöckige Haus, weshalb es *willa* genannt wurde. Ewa wusste viel über das Haus, was sie an den Tagen auf der Wiese mit Róza teilte. Früher hätten darin nur wohlhabende Menschen gelebt, später der Pfarrer mit seiner Familie und dem *organista*, der auch für Hausmeistertätigkeiten zuständig war. Es gab dort wohl auch ein theologisches Seminar und in den Zimmern lebten die Priesteranwärter. Sie erzählte ihr auch, dass in der Kirche früher ein anderer Glaube praktiziert wurde als heute. Einer, bei dem die Pfarrer auch Frauen und Kinder hatten. Auch hätten deutsche Offiziere genau dort geschlafen, wo Ewa jetzt schlief. Das sehe man noch an manchen Schildern, die im Keller neben dem Sicherungskasten festgeschraubt waren, da handle es sich um deutsche Wörter.

Heute lebten in der *willa* mehrere Familien, ohne Garten und eigene Tiere. Im Erdgeschoss gab es eine Arztpraxis und

einen kleinen Tanzraum, wo Ewa an manchen Feiertagen nachts Musik hörte. Das Haus hatte einen Haupteingang für alle, die es bewohnten, mit breiter Steintreppe, die Mädchen aber nahmen am liebsten den Hintereingang: Ein Loch in der Wand führte direkt in den Keller. Auch gab es einen Balkon mit dicken Säulen, den alle benutzen konnten. Ebenso eine Gemeinschaftstoilette – einen Wohlstand, den Róza von zu Hause nicht kannte.

Róza wollte wissen, ob Ewa denn auch ... *tata*? Diese schüttelte den Kopf und die geteilte Vaterlosigkeit bedurfte keiner weiteren Erklärung und machte Ewa auf Anhieb zu ihrer besten Freundin.

An den Tagen, an dem Ewa ihr half, kam sie nach Sonnenaufgang und Cecylia briet Kartoffelküchlein und gab Ewa nach getaner Arbeit immer Mehl und eine Kanne Milch mit nach Hause.

Im Sommer vor der ersten Klasse war Róza alt genug, um mit der Kuh auf die Weide zu gehen. Auch wenn die Jungs aus dem Dorf sie als Bohnenstange beschimpften, fand Cecylia, dass sie jetzt stark genug sei, um sich um das große Tier zu kümmern. Stolz führte Róza die Schwarzweiße an einer silbernen Kette durch das Dorf. Im Gegensatz zu den Gänsen hatte diese nicht die Absichten wegzulaufen, sondern hielt bei jedem grünen Halm, der ihr unterkam. Róza brauchte eine Ewigkeit, bis sie die Wiese am See erreichte, die am anderen Ende des Dorfes lag. Die Wiese war verlassen und ein neuer Ort für Róza, einer, an dem sie sich vorher selten aufgehalten hatte. Sie konnte nicht schwimmen, deshalb verbrachte sie die warmen Tage nicht im See, dessen Tiefe sie nicht einschätzen konnte. Es gab auch viele Geschichten über diese Seite des Dorfes, über den kleinen Hügel mit den Bir-

ken. Es gebe hier Katakomben, die über einen geheimen Zugang von der Kirche aus erreichbar seien und zum Friedhof auf dem Hügel führten, dessen Grabsteine mit deutschen Inschriften versehen waren. Inmitten der Birken sollen Dinge vergraben sein, Menschen, aber auch Schmuck und Geld. Jeder erzählte was anderes, aber alle Geschichten endeten immer gleich: Es sei besser, dort nicht allein hinzugehen.

Von der Kuhwiese aus wirkte die Anhöhe mit den weißen Bäumen harmlos. Die Geschichten zogen sie an, aber nicht der Ort. Sie versprach sich, dort einmal mit Ewa hinzugehen. Aber zum Kuhweiden begleitete Ewa sie nicht und es kamen hier auch keine anderen Kinder mit ihren Tieren vorbei.

Róza knabberte gelangweilt an erbsenähnlichen Gewächsen, lutschte süßen Nektar aus Blüten und stellte sich eine rote Perlenkette vor, die an ihrem Hals baumelte. Sie hörte die Kröten am Wasser brummen, dachte an die Karpfen darin und suchte immer wieder den Himmel nach Tieren ab. Sie beobachtete, wie die jungen Spinnen zum Flug aufbrachen, entdeckte ihre dünnen, fast unsichtbaren Fäden, die sie an die Haare einer alten Frau erinnerten. Sie hatte gelernt, dass diese silbernen Fäden den Herbst einläuteten. Sie fragte sich, wohin die Reise ging. Ob die Spinnen in ihren Luftschiffen einen genauen Zielort hatten oder sich einfach treiben ließen vom Wind. Ob sie zurückkehren würden? Auch sie wünschte, sie könnte einen Ballon aufspannen und wie die Spinnen zum Flug ansetzen.

Oft döste sie in einem Halbschlaf und verlor jegliches Zeitgefühl. Sie konnte die Bewegungen der Sonne nicht lesen, orientierte sich am Bus, der zweimal täglich durch das Dorf fuhr, manchmal verschlief sie ihn. Da Cecylia sie nicht abholte, kehrte sie immer zu unterschiedlichen Zeiten zurück.

Wenn es zu früh war, hatte die Großmutter keine Skrupel sie wieder zurückzuschicken, sagte, sie sehe es dem Bauch der Kuh an, ob sie schon genug gefressen habe.

Der Weg zurück war Róza besonders peinlich. Obwohl sie allein auf dem Weg und der Wiese war und sich einsam fühlte, war sie nicht unbeobachtet. Ihre Abläufe wurden verfolgt und Cecylia wusste über jeden Schritt Bescheid, noch bevor sie zu Hause ankam.

An einem Nachmittag, an dem sich über ihr keine Wolke zu einer Geschichte formte, hatte sie die Idee, die Kuh an einem Pfahl festzubinden. Sie kehrte unbeschwert ohne das Tier zurück. Die Großmutter schlug sie das erste Mal mit einem Leinentuch aus der Küche. Die roten Schlieren brannten auf ihrem Oberarm. Ob sie denn nicht wisse, dass diese Kuh das Wertvollste sei, was sie hätten?

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de